

Hans-Joachim Höhn

In Gottes Ohr

Von der Kunst
poetischer Gottesrede





© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: Annegret Wöstmann,
Sandrelief, 1997, Ohne Titel, 40 × 50 cm

Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN Print 978-3-451-39403-4

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-82832-4

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

I. Hörsturz:

Wenn zu viel über/von/zu Gott geredet wird . .	11
--	----

Geräuschkulissen und Echokammern (14) · Offenbarungseide religiöser Eloquenz (18) · Risiken und Nebenwirkungen theologischen Leichtsinns (22) · Gottesrede im Zwiespalt (26) · Barrieren und Aporien religiöser Sprache (32) · Import/Export: Übersetzungen (38) · Sprachverlust und Spracherwerb (43)

II. Wortschatzgräber:

Theopoetik und Theologie	51
------------------------------------	----

Sprachbegabung und Stilbildung: Kompetenzgewinn (54) · Denken und Dichten: Zweierlei Kunst (56) · Die Pflicht zur Konzentration: Fasse Dich kurz! (60) · Wenn Dogmatik auf Lyrik trifft: Beispiele und Übungen (65) · Text und Texter: Vom Lesen zum Schreiben (80)

III. Kurz und gut:

Merksätze über Gott und die Welt	85
--	----

Definitionen: Umstandsbestimmungen (92) · Tippfehler: SinnHergebend (94) · Biblische Gestalten: Momentaufnahmen (96) · Komparative Theologie (98) · Komparativ I: Gott und Götter (98) · Komparativ II:

Glaube und Gläubiger (104) · Komparativ III: Sprachspiel und Sprachspieler (108) · Moral: Tun und Lassen (114) · Dr. K. Lauers Anfragen beim Nationalen Ethikrat (116) · Kirche: kreuz und quer (125) · Theologie: aufklären/ aufheitern (133)	
IV. Letzte Worte: Einen Schlußstrich ziehen	139
Aufhören, weil es keinen Spaß mehr macht (141) · Aufhören, sobald die Lust zur Last wird (143) · Aufhören, damit es besser weitergehen kann (144) · Aufhören, wenn Verbesserungen nichts Gutes verheißen (145) · Aufhören, sofern nichts mehr zu machen ist (147) · Aufhören um abzudanken (149)	
Auswahlbibliographie	153

Vorwort

„Dein Wort in Gottes Ohr!“ – Zustimmung und Skepsis drückt dieser Wunsch aus. Er nimmt zustimmend auf, was ein Mensch gerade geäußert hat, und adressiert diese Aussage zugleich an Gott. Mit diesem Wunsch verbindet sich jedoch ein Zweifel. Man ist skeptisch, ob ein Wort des Menschen das Ohr Gottes tatsächlich erreicht. Findet er überhaupt Gehör, wird er auch erhört?

Nicht geringer ist die Skepsis, wenn von oder über Gott geredet wird. Geht solches Reden heute noch ins Ohr des Menschen? Falls nicht, woran liegt es? An einer Verstopfung seiner Gehörgänge, an zunehmender Taubheit – oder ist die Rede von Gott zum bloßen Gerede verkommen? Ist der religiöse Wortreichtum nicht längst inflationär entwertet und darum nichtssagend geworden? Vermutlich liegt es tatsächlich daran, dass zu viele Worte gemacht werden. Müsste ein Mensch, der meint, etwas zu sagen zu haben, nicht auch in der Lage sein, dies möglichst knapp und prägnant mitzuteilen? Und müsste dafür nicht auch eine literarische Form gesucht werden, die ein möglichst kleines Format verwendet?

Der Theologie fällt es schwer, sich auf ein publizistisches Kleinformat einzulassen. Große Theologen werden an einem „opus magnum“ erkannt. Und wer in dieser Zunft zu besonderer Größe aufsteigen will, darf sich mit einer Monographie nicht begnügen, sondern muss zumindest eine Trilogie vorlegen. Gelingt dies einem akademischen Lehrer nicht zu Lebzeiten, muss die Generation seiner Schüler/innen nachhelfen. Mehrbändige „Gesammelte Werke“ oder die Edition verstreuter Beiträge in der Reihe „Sämtliche

Schriften“ sorgen dann für einen entsprechenden Bedeutungsnachweis ihres Lehrmeisters.

Die folgenden Überlegungen füllen zwar auch etliche Seiten, aber im Zentrum stehen Formen theologischer Kurzprosa und Lyrik, in denen wortkarg verdichtet und aphoristisch zugespitzt die Sprache auf Gott kommt. Dass große Themen des christlichen Glaubens (Gott, Offenbarung, Erlösung) auf ein literarisches Kleinformat gebracht werden können, wird vermutlich nicht auf Anhieb einleuchten. Häufig ist in der Theologie die Überzeugung antreffbar, dass man über große Themen viele Worte machen muss, wenn man ihnen gerecht werden will. Aber es geht auch anders. Auch von der Theologie darf man erwarten, dass sie ohne Umschweife zur Sache kommt und Einsichten über Gott und die Welt präsentiert, für die in Abwandlung einer Notiz von Ludwig Wittgenstein gilt: Alles, was gesagt werden kann, muss kurz und knapp gesagt werden können.

Wie man prägnant und pointiert, gehaltvoll und stilsicher die Sprache auf Gott bringen kann, ist die Leitfrage dieses Buches. Die einzelnen Kapitel beschreiben den Weg von einer akademisch umständlichen zu einer poetisch ausdrucksstarken Textproduktion. Am Anfang steht eine Analyse von Defiziten und Desideraten theologischer Rede von und über Gott. Danach geht es um literarische Formen, poetische Stilmittel und Tonlagen, mit denen Gott heute zur Sprache gebracht werden kann. Mit dem anschließenden Versuch, das Feld der theologischen Aphoristik neu zu bestellen, soll anhand zahlreicher Beispiele erprobt werden, wie Dicht- und Denkkunst in einer besonders konzentrierten Form miteinander verknüpft werden können.

Der in diesen Etappen vollzogene Wechsel vom theologischen Traktat zum theopoetischen Stenogramm folgt der Devise: Was nicht in kurze Texte passt, ist kaum der

Rede wert. Man mag in dieser Formel eine Nötigung erkennen. Aber sie dient der Verhinderung von Geschwafel und Geschwätz. In vielen beruflichen Zusammenhängen müssen Theologinnen und Theologen ohnehin ihre Anliegen kurz und bündig präsentieren. Wer seinen Zeitschriftenartikeln ein Abstract voranstellen muss, wer in Lehrbüchern für den Religionsunterricht abgedruckt werden will, wer via Twitter theologische Kurznachrichten verbreiten möchte, kommt nicht daran vorbei, alles Wichtige kurz und gut zu formulieren. Das Einsatzspektrum theologischer Kurz- und Kleinanzeigen ist beträchtlich. Wer Predigten vorbereitet, Pfarrbriefe redigiert, nach Impulsen für Exerzitien im Alltag sucht, ist gut beraten, sich auch einen Fundus von eingängigen „Merksätzen“ anzulegen. Form und Inhalt sollten derart durchgestylt sein, dass man sich beides leicht merken kann. Ich würde mich freuen, wenn das Kapitel über theologische Aphorismen für diese Zwecke ausgebeutet wird.

Kürze und Würze verlangen nicht nur Begrüßungen und Vorworte. Unter dieser Erwartung steht auch eine Abschiedsvorlesung, die nach einem langen theologischen Arbeitsleben zu halten ist. Ein entsprechender Vorschlag findet sich im Schlusskapitel dieses Buches. Dieser Vorschlag bewirbt sich ebenfalls um das Prädikat „kurz und gut“, braucht dafür aber mehr Platz als ein Aphorismus. Er berichtet von der Suche nach passenden Worten, wenn ein Autor unter seine bisherige Textproduktion einen Schlussstrich ziehen möchte. Was diesem Schlusswort nicht fehlen sollte, ist neben theologischem Esprit auch eine Prise Poesie.

Köln im Sommer 2022

Hans-Joachim Höhn

I. Hörsturz: Wenn zu viel über/von/zu Gott geredet wird

Die Theologie denkt nach über Gott und redet von Gott. Was in theologischen Büchern zu lesen ist, handelt jedoch vielfach nicht von Gott. Oft wird in der Theologie lediglich über das Wort „Gott“ nachgedacht und mitgeteilt, was bei diesem Nachdenken noch der Rede wert ist. Dabei tritt in den Hintergrund, dass es in der Theologie vor allem um die Frage geht, inwieweit menschliches Sprechen tatsächlich Gott erreicht und ob Gott selbst beim Menschen zu Wort kommen kann. Wie lässt sich zeigen, dass Gott dem Menschen etwas zu sagen hat? Wie steht es um die Möglichkeit, nicht nur von ihm zu reden, sondern auch zu ihm zu sprechen? Trifft man hinter der Adresse „Gott“ tatsächlich Gott an?

Ähnliche Fragen tauchen auf, wenn man der Theologie die Aufgabe zuweist, die Bibel als Wort Gottes auszulegen. Sie gilt als Ur-Kunde eines Dialoges zwischen Gott und Mensch, als ursprüngliches und maßgebliches Zeugnis seiner Offenbarung und der Rede von, zu und über Gott. Aber wie überzeugend ist dieses Zeugnis noch? Ist von der Offenbarung Gottes in der Geschichte nur noch eine Abwesenheitsnotiz übrig geblieben, die Gott in „heiligen“ Schriften hinterlegt hat? Lange Zeit hat er offenkundig nichts mehr von sich hören lassen. Wird er sich jemals noch einmal zu Wort melden? Sollen wir noch zu jemandem beten, der sich in Schweigen hüllt? Sollen wir an ihn noch unsere Hoffnungen und Sehnsüchte richten? Oder wäre es besser, darüber kein Wort mehr zu verlieren? Was gilt noch das Wort, das Gott einst für den Menschen übrig hatte?

Den Hoffenden führst du
unter den offenen Himmel

den Sehenden stellst du
vor die Weite der See,

und dem, der verloren war,
gibst du dein Wort.

(Uwe Kolbe)¹

An Gott werden viele Worte gerichtet. Von ihm ist wenig zu vernehmen. Von ihm gibt es nur das Wort „Gott“. Ist er selbst so einsilbig wie das Wort „Gott“? Ist dieses Wort alles, was noch von ihm zu vermelden ist? Für viele Christen besteht eine bedrückende Diskrepanz zwischen dem Schweigen Gottes und einer redseligen Glaubensverkündigung. Diese Diskrepanz betrifft alle Versuche, einen Gotteskontakt herzustellen – sei es das Reden zu und mit Gott im Gebet oder sei es das Reden von und über Gott im theologischen Diskurs.² Gott scheint sich an diesem Reden nicht zu beteiligen.³

Nicht geringer und nicht seltener ist die Diskrepanz zwischen wortreichen Predigten, ausgefeilten Katechesen, wohldurchdachten Vorlesungen und der Resonanz ihres Publikums. Oft regen sich weder Zustimmung noch Widerspruch. Kein Einspruch wird erhoben, kein Vorbehalt wird geltend gemacht. Das Gesagte wird von der Hörerschaft schlicht überhört. Vielleicht hängt man lieber seinen eigenen frommen Gedanken nach, flüchtet sich bei langweiligen Gottesdiensten in eine individuelle Meditationstrance oder hält eine intellektuelle Glaubensreflexion sowieso für eine überflüssige Ablenkung vom Rezipieren unbezweifelbarer Glaubenswahrheiten.

Daran hat sich nicht viel geändert, seitdem liturgische Andachten gestreamt und Kanzelreden in Podcasts verpackt werden.⁴ Wenn Theologen⁵ zu Bloggern werden und sich im Internet ein akademisches Feuilleton anlegen, ist dies durchaus zu begrüßen. Endlich erkennt die Theologie die Zeichen der Zeit und nimmt teil am Wettbewerb um mediale Aufmerksamkeit. Die Resonanz ihrer Wortmeldungen auf den digitalen Kanälen und Frequenzen ist jedoch kaum größer als zu jenen Zeiten, in denen sie mit Druckerzeugnissen Eindruck machen wollte. Was ihre Vertreter auf der Jagd nach Klicks und Likes erbeuten, ist meistens freundlicher Applaus von Gleichgesinnten. Gelegentlich können kritische Reaktionen aber auch in aggressiver Verunglimpfung eskalieren. Wer in den Social Media allerdings nach innovativem „content“ sucht, entdeckt in neuen Schläuchen keineswegs neuen Wein.⁶ Bekenntnistreue Traditionalisten, erweckungsverzückte Charismatiker und unverdrossene Kirchenreformer bedienen ihre Klientel mit Texten und Traktaten, deren Anliegen hinlänglich bekannt sind. Auf konservativen Plattformen werden in Stil und Inhalt ungebrochen Traditionsrhetorik und Kirchenapologetik verbreitet. Klatsch und Tratsch aus der römischen Kurie mischt sich mit biederer Einladungen zu Wallfahrten inklusive Marienerscheinungsgarantie. Auf erzkatholischen You-tubekanälen kann man ein Kurzfilmfestival von Katechismuswahrheiten besuchen. Das liberale Lager wartet frustationsresistent mit modernitätstränkter Traditionskritik und unerfüllten Innovationsagenden auf.

So verschieden diese Aktivitäten nach Motiv- und Interessenslage auch sein mögen, so ähneln sie sich doch in einer wesentlichen Hinsicht. Es handelt sich um mediale Blasenbildungen. Man sucht die größtmögliche Öffentlichkeit und wählt deshalb die Internetpräsenz. Aber man spricht stets dieselbe Klientel an. Vokabular, Diktion und Stil signa-

lisieren eine Gesinnung, mit der sich Gleichgestimmte leicht identifizieren können. Vermöglich wird dieses Vorgehen von Marketingexperten gestützt, die zu zielgruppen-spezifischer Kommunikation auffordern. Allerdings verhindert diese Orientierung sowohl die Kritik an Vokabular, Diktion und Stil religiöser Kommunikation als auch deren Innovation.⁷

Wer angesichts dieser misslichen Situation um Abhilfe und Auswege gefragt wird, muss zunächst die Krisendiagnose überprüfen. Wie steht es um die Verlegenheit, in einer religiös schwerhörigen Zeit von und zu Gott zu sprechen? Inwieweit ist die Theologie beteiligt an der Verschärfung dieses Problems? Errichtet sie zusätzliche Sprachbarrieren? Ist sie sich ihrer sprachschöpferischen Aufgabe und stilbildenden Funktion auf dem Feld der religiösen Kommunikation hinreichend bewusst? Kommen in der theologischen Aus- und Weiterbildung in ausreichendem Maße Sprach- und Stilbildung vor? Werden solche Angebote auch nachgefragt? Ist für die Verbesserung von Angebot und Nachfrage nur die Praktische Theologie zuständig?⁸ Oder sind auch Fundamentaltheologie und Dogmatik zu beteiligen, wenn man verhindern will, dass nur noch über „Gott“, aber nicht mehr von Gott gesprochen wird?

Geräuschkulissen und Echokammern

Anliegen und Auftrag der Theologie – das sagt bereits ihr Name – ist die Gottesrede. Sie hat zu bedenken, was ihr ermöglicht vorausgeht. Dies ist die Beziehung zwischen Gott und Sprache: „Gott sprach – und es geschah“ (Gen 1) – „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei

Gott. Alles ist durch das Wort geworden und ohne es wurde nichts, was geworden ist“ (Joh 1,1–3). Von der Theologie wird aber auch erwartet, dass sie Auskunft geben kann auf Fragen, welche diese Beziehung in Zweifel ziehen: Wie lässt sich in dieser Welt und zu dieser Zeit Gott zur Sprache bringen? Gibt es in dieser Welt und zu dieser Zeit etwas, das für Gottes Sein und Wirken spricht? Ist Gott nur zugänglich in dem Wort, das er selbst von sich gibt?⁹

In diesen Fragen wird unterstrichen, welche Bedeutung der Sprache zukommt – für Gott, für den Menschen, für den Glauben. Aber nicht nur der Glaube, auch die Theologie stünde ohne die Sprache mittellos da. Ihr Gegenstand – Gott und sein Wort – begegnet nur im Medium der Sprache und ist selbst ein sprachliches Geschehen. In der Sprache wird präsent, was der Glaube bekennt und was die Theologie bedenkt.

Allerdings werden die Sprache des Glaubens und der Theologie ihrem Inhalt und Gegenstand nicht immer gerecht. Die Theologie und die Verwender eines religiösen Vokabulars können viele Worte machen und dennoch ihre Sache verfehlten oder an ihr (und ihren Adressaten) vorbeireden. Ihr Sprachfluss mäandert, verbraucht Raum und Zeit, lässt keine klare Richtung erkennen. Sie produzieren Litaneien und Endlosschleifen der Devotion. Sie hocken in den Echokammern der Rechtgläubigkeit und hören nur noch sich selbst reden.

Eine Spirale des Unverständnisses kommt in Gang. Je weniger sich das Reden zu oder über Gott von selbst versteht, umso mehr Worte werden gemacht. Wem viele Worte zur Verfügung stehen, der erweckt den Eindruck, viel zu wissen und viel zu sagen zu haben, gut Bescheid zu wissen und kluge Bescheide erteilen zu können. In Wahrheit und in Wirklichkeit steht hinter solcher Beredsamkeit nur zu oft eine unselige Redseligkeit. Gedankenlose und inhaltsleere

Geschwätzigkeit macht sich breit.¹⁰ Das Wort „Gott“ wird zur Phrase und das „Wort Gottes“ wird totgeredet. Zunächst versieht man beide Begriffe noch mit Anführungszeichen; am Ende werden mit ihnen nur noch Sätze mit einem Fragezeichen gebildet. Dieses Fragezeichen signalisiert, dass „Gott“ nicht mehr für etwas Unstrittiges, Selbstverständliches oder Unbezweifelbares steht, von dem her man die Fragen nach dem Grund des Daseins, nach der Verbindlichkeit der Moral und nach dem Sinn der Geschichte beantworten kann.

Viele Kirchenchristen begreifen nicht, was an der überkommenen Gottesrede unverständlich sein soll. In Gottes Namen setzen sie ihr Reden von Gott fort. Sie wiederholen das oft Gesagte, beschwören seine Bedeutung und verstehen nicht, warum sie nicht verstanden werden.¹¹ Dieser Mangel an Verstehen resultiert oft aus einer Unkenntnis der Gründe, warum das Reden von Gott auf Unverständnis trifft, Missverstehen auslöst, Gleichgültigkeit erzeugt. Häufig ist dieser Mangel aber auch Folge einer frommen Überheblichkeit: „Ich glaube, darum rede ich!“ (2 Kor 4,13). Recht so! Aber ist damit zugleich das Recht auf missionarische Monologe verliehen?

Unikum

Im Zug redet
Einer von Gott

Die Leute schauen Löcher
in den Mann

Dann lächeln sie
verständnisvoll
und frösteln

(Beat Brechbühl)¹²

Nicht jeder Christ, der von seinem Glauben an Gott redet, wird von seinen Zuhörer/inne/n auch verstanden. Und nicht immer liegt es am Unverständ der Angeredeten, dass diese verständnislos reagieren. Ist hinreichend klar, worüber gesprochen wird? Wurde eine angemessene Sprache gewählt? Werden Selbstgespräche vermieden? Ist die Gefahr des An-einander-vorbei-redens gebannt? Hat sich jemand im Wort vergriffen?

„Ich glaube, darum rede ich!“ (2 Kor 4,13) – wenn dieser Satz stimmt, darf es den Glaubenden sicher nicht die Sprache verschlagen. Sie sollten sich auch von niemandem den Mund verbieten lassen. Aber sie müssen auch etwas zu sagen haben, das verstanden und vertreten werden kann. Sie müssen Widerspruch aushalten können und sich dort behaupten, wo man heftige Gegenreden führt. In jedem Fall gilt: heraus mit der Sprache!

Wie der Glaube so ist auch das Dasein des Menschen überhaupt durch Sprachlichkeit charakterisiert. Der Mensch ist definierbar als das Wesen, das in dieser Welt das Sagen hat, d.h. er hat Rede und Antwort zu stehen gegenüber jenen, die auch das Sagen haben. Wie das Leben so verweist auch der Glaube darauf, dass der Mensch verantwortlich ist für das, was er sagt und tut. Wer an Gott glaubt, hat sein Reden nicht allein vor Gott und anderen Glaubenden, sondern auch vor jenen zu verantworten, die er auf ihre „Gottlosigkeit“ anspricht. Und auf deren Rückfragen hat er auf ebenso verständnisvolle wie verantwortbare Weise einzugehen (vgl. 1 Petr 3,14).¹³

Die passenden Worte für das Rede-und-Antwort-Stehen gegenüber ihren Zeitgenossen finden Glaubende nur in der Sprache ihrer Zeit. Es gehört zu den Paradoxien theologischer Studiengänge, dass ihr Gegenstand ein Glaube ist, der lebendig macht, aber zum Studium der Quellen dieses Glaubens das Erlernen toter Fremdsprachen (Hebräisch,

Griechisch, Latein) verlangt wird. Dabei vernachlässigt man jenes Idiom, das die Verkünder und Hörer des Evangeliums bereits kennen: ihre Umgangssprache.

Oft klafft auseinander, was zusammengehört: etwas kennen, etwas können und etwas gekonnt können. Gekonnt sollte man sich vor allem in jener Sprache ausdrücken können, mit der Sprecher und Hörer aufgewachsen sind. Darum lautet ein dringender Ratschlag an Lehrende und Lernende der Theologie: „Du sollst die Sprache lernen, die du schon kannst: die eigene.“¹⁴

Offenbarungseide religiöser Eloquenz

Im Erlernen einer Sprache lernt sich der Mensch selbst kennen. Es ist eine theologische Grundüberzeugung, dass im Hören der Botschaft Jesu der Mensch sich selbst von ihr her besser verstehen lernt. Im Gewinn eines neuen Selbstverständnisses soll er zugleich gewahr werden, dass sich ihm dabei Gott verständlich und verstehbar macht.¹⁵ Die Sprache ist daher Medium und Sphäre sowohl menschlicher Selbstverständigung¹⁶ als auch der Selbsterschließung Gottes. Sie birgt die Erinnerung, dass Existenz und Glaube ihren Grund im Hören-Sagen haben.

am anfang
das wort
aber noch kein
ohr

da schufst du dir
schall

raum
und gehör
die welt war
ausgesprochen
gut

(Thomas Weiß)¹⁷

Nicht minder ist die Weitergabe des Evangeliums auf das Hören-Sagen angewiesen, wie auch bereits dessen Anfang ein Sprachereignis war (Röm 10,17: „So gründet der Glaube in der Botschaft, die Botschaft aber im Wort Christi.“). Wird der Zugang zum Medium Sprache und zur Sphäre des Hören-Sagens verstellt, geht die Verkündigung des Evangeliums ins Leere. Es ist darauf angewiesen, dass es sich herumspricht. Will man wissen, wie es sich verbreitet, muss man sich umhören. Ebenso muss man nachhören, wie das Gesagte aufgenommen wird. Es ist nicht damit getan, einem Auditorium lediglich etwas auszurichten. Ebenso wichtig ist es, eine Beziehung anzubahnen, in der realisiert wird, wo von die Rede ist.

Religiöse Kommunikation strebt eine „communio“ an, die in mehrfacher Hinsicht eine Zwiesprache ermöglicht: zwischen Gott und Mensch, zwischen Sprecher und Hörer. Wo dies nicht gelingt, hören sich die Verkünder nur noch selbst zu. Ihre sorgsam gepflegte Eloquenz ist dann nur noch das Schmieröl für die Dreschmaschine religiöser Worthülsen. Abgedroschene Phrasen erkennt man nicht nur an ihrer Inhaltsleere. Sie haben auch Sang und Klang verloren.

Der Dichter

Sein Erbteil
ist durch Inflation entwertet
Sang- und klanglos
lernt er
jedes Wort im Munde
umzudrehn
Sprache
leistet den Offenbarungseid
und gibt nach bestem Wissen
und Gewissen preis
was ihr
nach dem Bankrott
noch zur Verfügung steht

(Eva Zeller)¹⁸

Sang und Klang, Reim und Rhythmus, Metrum und Melodie sind für geraume Zeit in der modernen lyrischen Dichtung nur wenig geschätzt worden. Sie erleben aber einen neuen Aufschwung „in der *oral poetry* der performativen *poetry slams*.“¹⁹ Dort hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass formale Gestaltungselemente keineswegs verzichtbar oder entbehrlich sind. Wortklang und syntaktische Struktur sind zwei Aspekte der Form eines Textes, die seine Bedeutung mitkonstituiert. Lyrische Texte können ihre Wirkung erst dann entfalten, wenn sie vor einem Publikum in einer *performance* vorgetragen werden, bei der die Stimmführung auch auf Tempo und Takt achtet. Der Reichtum der Sprache verringert sich in dem Maße, in dem die Vielfalt ihrer äußereren Form und jener kompositorischen Gestaltungselemente verkannt wird, die darauf angelegt sind, dass sie hörbar werden.